



DAS REFUGIUM

Tag 412

Sonntagabend, 26. Juli 2026, 19 Uhr 41

Fünzig Quadratmeter.

Glas. Beton. Stahl.

Teuer war das. Das hat er ihr nicht nur einmal gesagt.

Und dass Geld keine Rolle spielt.

Weil es ihr gut gehen soll.

Darauf legt er höchsten Wert. Darüber hat sie schon unzählige Male nachgedacht.

Woher er das Geld für all das hat.

Für diesen völligen Wahnsinn.

Sie tritt in die Pedale des Ergometers.

Schaltet mit der rechten Hand am Digitaldisplay von Stufe acht auf Stufe neun.

Ihre Waden brennen ein wenig, die Oberschenkel spürt sie auch ganz leicht. Aber es ist ein guter Schmerz. Einer, der ihr sagt, dass sie noch am Leben ist. Dass ihr Körper noch existiert, funktioniert, noch immer ihr eigener Körper ist. Den sie mittlerweile gut unter Kontrolle hat.

Trotz Stufe neun kommt sie kaum ins Schwitzen.

Sie hat gelernt, effizient und konzentriert an ihrem Körper zu arbeiten. Ihn in Form zu bringen und zu halten.

Denn irgendwann wird sie die Kraft, die sie hier aufbaut, brauchen.

Sie wischt den wenigen Schweiß in ihrem Gesicht mit dem

weißen Handtuch ab, das über der Lenkstange des Ergometers hängt.

Flauschig ist das Handtuch, rein und weiß.

Lagerfeld, natürlich.

Die Handtücher sind so, wie er sie selbst haben möchte.

Rein, weiß.

Unschuldig.

Das Refugium.

So nennt er diesen Ort.

Ein sicherer Ort ist das, weit weg von der schlechten Welt da draußen, hat er gesagt und sie wirklich nett angelächelt.

Sie hätte ihm auf der Stelle das scheinheilige Lächeln aus dem Gesicht schneiden, hätte dieses ihr so verhasste Gesicht zerfleischen, ihm das verrottete Herz aus dem Körper reißen sollen.

Wenn sie dazu die Kraft gehabt hätte.

Damals.

Vor vierhundertzwölf Tagen.

Sie schaltet auf Stufe zehn.

Noch fünf Minuten, dann hat sie ihr Tagespensum erfüllt.

Jeweils zwanzig Minuten auf Stufe acht, neun und zehn.

Sie sieht sich im Spiegel gegenüber an, sieht, wie sie die Pedale entschlossen durchtritt. Und sie muss zugeben, es gefällt ihr, was sie sieht.

Vor diesen vierhundertzwölf Tagen war sie ein dürres Ding, das kaum ohne Atembeschwerden in die Wohnung ihrer Mutter im zweiten Stock gekommen ist.

Natürlich, Zigaretten, Gin, Wodka, das verfluchte Weiße.

Feiern, bis der Teufel dich holt.

Sie muss lächeln.

Denkt an diese Modellmutter, diese Deutsche, deren Name ihr nie einfällt. Wie die diese Mädchen drillt, sie fertigmacht, ihnen ein Gefühl für sie vorlügt. Dann fressen sie nur Haferbrei, Eier und Fisch mit Reis.

Gut, ist ja nicht schlecht. Wenn man nicht wochenlang dazu getrieben wird.

Hat sie ja selbst auch so gemacht. Bis sie dann doch lieber mit

Wodka und dem Weißen gefeiert hat.
War auch keine schlechte Zeit.
Aber klar, eine echte Karriere als Model war da nicht mehr drinnen.
Aber schlecht hat sie auch nicht gelebt.
Katalogwerbung, Fernsehspots, Modeschauen, Begleitservice.
Da hat sie ihn kennengelernt.
Sie lässt die Pedale des Ergometers auslaufen. Steigt vom Sattel und zieht sich das schwarze Shirt, die schwarze Trainingshose und die Schuhe aus.
Natürlich alles von Boss.
Nackt betrachtet sie sich im Spiegel.
Morgen wird sie sich wieder die Haare unter den Achseln, an den Armen, den Beinen und ihrer Muschi entfernen.
Darauf besteht er.
Rein. Weiß. Unschuldig.
Hier lebt sie.
Im Refugium auf fünfzig Quadratmetern.
Keine feuchten Wände, keine Ratten oder Insektenzeug gibt es hier, keinen Gestank nach Verwesung. Es gibt hier nichts von dem, was man so im Fernsehen zu sehen bekommt.
Verdreckte Keller, finstere Verliese, verschimmelte Matratzen und den ganzen Scheiß.
Sie lacht auf.
Was für ein Glück sie doch gehabt hat.
Dass sie auf einen gebildeten, einen netten Entführer getroffen ist.
Der so nett zu ihr ist.
So auf sie achtet.
Und den sie töten wird.



KAPITEL EINS

Leben wie in Italien

Wien

1974

Dreizehn.

So alt ist Willi, als er beginnt, mit einem Maurerhammer die Seitenscheiben von geparkten Autos einzuschlagen.

Den Maurerhammer findet er in einer alten Bauhütte in der Hettenkofergasse in Ottakring, in die er in einer heißen Samstagnacht Ende Juli, kurz vor Mitternacht, eingebrochen ist.

Die hatte er schon länger im Auge, weil er wissen wollte, was es in so einer Hütte zu sehen gibt, und vielleicht auch zu holen. Die beiden größeren Fenster an der Vorderseite sind vergittert, so wie auch das kleinere an der Hinterseite.

Der Schutz, den die Gitter vor einem Einbruch bieten sollen, ist nicht der Rede wert. Sie sind einfach nur von außen an den Ecken mit rostigen Nägeln an das altersschwache Holz der Bauhütte genagelt.

So weit war Willi in den letzten zwei Wochen mit seiner Erkundung schon gekommen. Bis heute hatte er aber doch nie Lust auf die Hütte gehabt, und sich lieber weiter ziellos durch das nächtliche Wien getrieben.

Die Hütte steht mit der Rückseite etwa einen Meter von der Mauer zum verwahrlosten Nachbarsgrundstück entfernt, und

dadurch ist dieser Platz gut vor neugierigen Blicken geschützt. Willi hebt mit seinem Taschenmesser am hinteren Fenster den rechten oberen und unteren Nagel aus dem Gitter und dem halb verrotteten Holz heraus. Er schwenkt das Gitter zur Seite und gerade, als er den linken Ellbogen an die Fensterscheibe ansetzt, um das Glas einzudrücken, sieht er, dass das Fenster einen Spalt weit offen steht.

Willi hat zwar nicht damit gerechnet, dass jemand von den Arbeitern vergessen hat, das Fenster zu schließen, aber das macht alles noch einfacher. Er öffnet das leicht knarrende Fenster, stemmt sich am Rahmen hoch und schwingt sich in die Bauhütte.

Dreizehn.

So alt ist Willi, als er seinen ersten Einbruch begeht.

Willi besitzt keine Taschenlampe, aber das Mondlicht reicht gut aus, um sich in der Hütte umzusehen.

Eine abgewetzte Holzbank links an der Wand des hinteren Fensters, durch das er eingebrochen ist, davor ein Holztisch und vor dem noch eine Holzbank.

Links an der Stirnseite die Eingangstür.

An der Vorderseite der Hütte, zwischen den zwei Fenstern, sind Kleiderhaken an der Wand angeschraubt, an denen Arbeitshosen, Jacken und gelbe Schutzhelme hängen. Rechts, gegenüber der Eingangstür steht ein mannshoher, früher einmal weiß gewesener Kühlschrank. Er brummt friedlich vor sich hin und ist wahrscheinlich genauso alt wie die Bauhütte. Er ist mit einem einfachen Vorhängeschloss versperrt, das aber sicherlich kein Hindernis ist.

Rechts steht ein verdreckter und gefüllter Mistkübel, der nach abgestandenem Bier und Zigarettenstummeln stinkt. Neben dem Kübel liegen Plastikverpackungen von Wurst, Speck und Käse auf dem abgetretenen Holzboden, der schon ziemlich morsch aussieht. Links vom Kühlschrank stehen sechs Bierkisten mit leeren Bierflaschen, daneben zwei Kisten mit leeren Dopplerflaschen.

Viel mehr gibt es in der Bauhütte nicht zu sehen, aber viel mehr hat Willi sich auch nicht vorgestellt.

Neben dem Müll stinkt es in der Hütte nach Benzin, aber das

kümmert Willi genauso wenig wie der restliche Gestank.

Zuerst interessiert er sich für den Kühlschrank.

Gerade als er wieder sein Taschenmesser aus der rechten vorderen Hosentasche ziehen will, sieht er den Maurerhammer auf dem Tisch neben zwei überfüllten Aschenbechern liegen. Willi nimmt den Hammer und zwängt mit ihm das Schloss am Kühlschrank auf, was wirklich kein großes Kunststück ist. Das Licht im Kühlschrank funktioniert nicht, und im Mondlicht kann Willi erkennen, dass er fast bis zur Hälfte mit Bierflaschen gefüllt ist.

Willi weiß, dass es heute gut wird.

Er nimmt sich zwei Flaschen Schwechater aus dem Kühlschrank, setzt sich an den Tisch, öffnet mit dem Maurerhammer das erste Bier.

Willi trinkt direkt aus der Flasche.

Auf dem Tisch stehen zwar auch sechs, sieben Gläser, aber sogar im Mondlicht sieht man, wie verdreht die sind.

Willi ist zufrieden.

Nach der halben Flasche steht er auf und durchsucht die zehn, fünfzehn Jacken und Hosen, die an den Wandhaken hängen. In einer zerschlissenen gelben Regenjacke findet er eine halbvolle Schachtel Hobby und ein Feuerzeug, das sogar funktioniert. In der rechten Außentasche einer anderen Jacke befinden sich neun Schilling, das freut ihn. In einer dreckigen Arbeitshose steckt in der linken Seitentasche ein Schraubenzieher und in der rechten ein Seitenschneider.

Mehr an Geld oder sonst etwas Brauchbarem gibt es in der Hütte nicht zu holen.

Willi weiß zwar noch nicht, wozu er die beiden Werkzeuge gebrauchen kann, aber er legt sie auf den Tisch neben den Maurerhammer.

Willi setzt sich wieder und zündet sich eine Hobby an.

Er sitzt in der Dunkelheit, starrt auf die Glut der Zigarette, trinkt Bier.

Willi ist froh, hier zu sitzen.

Da hat er wenigstens seine Ruhe.

Spinnen und Fliegen

In der Wohnung hält er es schon lange nicht mehr gut aus. Es gibt dort kein eigenes Zimmer für ihn, keinen Raum, der ihm allein gehört.

Manchmal, abends, sitzt Willi eine Stunde auf dem Klosett, schaut auf die versperrte Tür vor ihm, versucht, nichts zu denken. Was ihm natürlich nicht gelingt, das weiß er, aber gerade das reizt ihn, ein sinnloser Reiz, genauso sinnlos wie eine Stunde lang auf dem Klosett zu sitzen.

Er beobachtet die Spinne, die völlig reglos in der linken unteren Ecke neben der Tür in ihrem kleinen Netz hockt.

Willi hat sich überlegt, ob er der Spinne einen Namen geben soll, schließlich gehört sie irgendwie zur Familie, weil sie doch schon ziemlich lange da im Klosett lebt. Aber ihm ist kein guter Name eingefallen, und so heißt sie einfach nur Spinne.

Die grauschwarze Spinne ist nicht größer als eine Schillingmünze, sie sitzt unbeweglich in ihrem Netz, wartet auf Fliegen oder Käfer oder andere Spinnen. Wartet darauf, zu fressen oder gefressen zu werden, ohne zu wissen, dass es außer ihrem winzigen Leben auch noch anderes Leben gibt. Vielleicht aber weiß sie das ganz genau und tut nur so, als ob sie das nicht wüsste, wer weiß das schon.

Mutter hat ihm verboten, die Spinne zu zerdrücken, zu töten, aber das hat Willi auch nie vorgehabt.

Weil sie niemandem etwas tut, sagt Mutter, weil sie Fliegen frisst, was gut ist, vor allem im Sommer, weil die Fliegen dann am Klosett, in der ganzen Wohnung, eine richtige Qual sind. Mutter erschlägt jede Fliege mit einer roten Fliegenklatsche, sie jagt die Fliegen regelrecht, jede zermantschte Fliege ein Sieg.

Mutter tötet sicher viel mehr Fliegen als die Spinne am Klosett.

Die einfach nur bewegungslos dasitzt, und noch nie eine Fliege gefressen hat, zumindest hat Willi sie noch nie dabei beobachtet.

Durch die dünne Holztür am Klosett hört Willi den Fernseher im Wohnzimmer, der den ganzen Tag, der die halbe Nacht durch die Wohnung plärrt.

Mutter Dorothea sitzt im blauen Flanellnachtgewand und den rotblau karierten Patschen auf dem Bett vor dem Fernseher. Auf dem Beistelltisch neben ihr die Packung Dreier, eine Flasche Schwechater, eine Flasche von der Marille.

Ein Schluck vom Bier, einer von der Marille, eine Dreier, nach der sie immer husten muss.

Mutter isst Erdnüsse.

Sie knackt die Schale auf, nimmt die Nuss heraus, isst sie, ohne hinzusehen. Die Schalen legt sie auf den zerkratzten Beistelltisch, ein ganzer Haufen liegt dort schon, auch auf dem Boden neben dem Bett.

Mutter sieht auf den Fernseher, unbeweglich sitzt sie da, wie die grauschwarze Spinne am Klosett ist Mutter, auf der Jagd nach den Fliegen im Fernsehen, den kleinen Siegen über ihre Langeweile, den kleinen Erhebungen über das immer Gleiche. Dalli Dalli mit Hans Rosenthal mag sie am liebsten, weil ihr der Hans so gut gefällt, obwohl der doch ziemlich klein ist. Den Carrell mag sie, weil der so komisch und witzig redet, den Kulenkampff, weil der ein richtiger Herr ist, und den Alexander, weil der so schön singt und den Moser so gut nachmacht. Derrick sieht Mutter gern, weil der Derrick genauso ein vollendeter Herr ist wie der Kulenkampff, und weil dem Derrick keiner was vormachen kann. Den Tatort mag sie auch, zwar nicht so gern wie den Derrick, weil im Tatort die Kommissare nie so gescheit sind wie der Derrick, und auch keine richtigen Herren mit dem guten Benehmen vom Derrick, aber man kann ja nicht immer alles haben.

Wenn Mutter beim Derrick einschläft, muss er ihr am nächsten Tag erzählen, wer der Mörder war, der Verbrecher, wieso er das Verbrechen begangen hat und wie er vom Derrick erwischt wurde. Dann sagt Mutter immer, dass sie sich das sowieso gedacht hat, dass sie von Anfang an gewusst hat, wer der Mörder ist. Sie freut sich, dass sie gleich das Böse erkannt hat, das sich oft genug hinter der Maske der schönsten und reichsten Menschen verbirgt. Denen sollte man am allerwenigsten trauen, diesen schönen, diesen reichen Menschen, weil die kein Herz und keine Seele haben und außerdem Arschge-sindel sind.

Mutter ist nicht wichtig, ob Montag ist, Donnerstag, Samstag

oder Sonntag, irgendein Tag.

Sie sitzt nur da und schaut.

Wenn sie nicht schon vorher einschläft, dann spätestens gegen Mitternacht, in den Schlaf gewiegt vom Bier, von Rosenthal, von der Marille, von Derrick.

Mutter schnarcht, stöhnt, dreht sich unruhig von einer Seite zur anderen.

Vielleicht träumt sie von einem seelenlosen Mörder, vielleicht von Fliegen und Spinnen, vielleicht von Kulenkampff, vielleicht träumt sie gar nichts.

Willi beobachtet Mutter manchmal, wenn sie schläft, nachdem er den Fernseher abgedreht hat. Dann liegt er auf dem schmalen Diwan neben dem Bett, versucht, in der Dunkelheit Mutters Gesicht zu erkennen, hört auf ihr Atmen, ihr Schnarchen, ihr Stöhnen.

Er weiß nicht, wieso er seine Mutter beobachtet.

Was er davon hat, wenn er ihr beim Schlafen zusieht.

Willi macht es einfach, bis er auch einschläft.

Es ist egal, wie viel Mutter am Vortag getrunken hat, egal wie schlecht sie geschlafen hat, am Morgen um sechs steht sie auf. Sie braucht keinen Wecker, kein plärrendes Geläute, Mutter ist ein Soldat, bereit in den neuen Tag zu ziehen, ihm in den Arsch zu treten, wenn es sein muss, und das muss es oft.

Sie weckt Willi, rüttelt ihn, sie weiß, er ist kein Soldat.

Willi rekelte sich auf dem Diwan, er versucht sich an den Traum zu erinnern, den er hatte, aber da ist nichts mehr, außer der Erinnerung, dass er etwas geträumt hat.

Mutter geht auf das Klosett.

Er hört die Spülung, Mutter kommt zurück in das Wohnzimmer, sie schaltet den Fernseher ein, geht in die Küche, macht eine Kanne Bohnenkaffee, sie nimmt ihn schwarz und ohne Zucker.

Willi steht vom Diwan auf, er wischt sich den Schlaf aus den Augen, zieht sich an. Er geht in die kleine Küche, der Kaffee wartet auf ihn, mit Milch und Zucker, schon umgerührt.

Mutter und Willi reden kaum etwas miteinander, jeder weiß, was er zu tun hat.

Willi trinkt schnell seinen Kaffee, er geht auf das Klosett, die Spinne sitzt so unbeweglich in ihrem Netz wie an jedem Tag.

Er wäscht sich danach das Gesicht im schmalen Bad, putzt sich die Zähne, zieht sich an. Er nimmt seine Schultasche, die rote, abgestoßene, die er schon immer hat.

Mutter gibt ihm manchmal einen Kuss auf die Stirn, bevor Willi die Wohnung verläßt, sich auf den Weg zur Schule macht.

An solchen Tagen geht er mit einem zufriedenen Lächeln aus der Wohnung.

Azzurro und Volare

Vor dem Einbruch in die Bauhütte ist Willi durch halb Wien gestreift.

Fast jeden Tag ist er unterwegs in der Stadt.

Willi weiß, welche Gegenden in Wien er meiden muss.

Nicht wegen der Polizei, sondern wegen der älteren Burschen, die in manchen Bezirken nur darauf warten, einem wie ihm den Arsch aufzureißen, ihm die paar Schilling abzunehmen, die er vielleicht dabei hat.

An diesem Abend ist Willi wieder am Westbahnhof.

Er sitzt auf einer Bank und beobachtet die Reisenden. Wie sie mit ihren Taschen und Koffern durch den Bahnhof gehen, wie sie angestrengt auf die Tafeln mit der Ankunftszeit, der Abfahrtszeit starren.

Willi ist schon oft mit der Straßenbahn gefahren, aber noch nie mit dem Zug, er ist aus Wien noch nie hinausgekommen.

Er hätte sogar gewusst, wo er mit dem Zug hingefahren wäre, wenn er das Geld dafür gehabt hätte.

Italien.

Beim Oberhuber Felix, dem Wirtshaus an der Ecke, hat Willi zum ersten Mal von Italien gehört.

Matteo, ein italienischstämmiger Lastwagenfahrer, immer gut aufgelegt, ist früher oft als Fernfahrer in Italien unterwegs gewesen. Jetzt fährt er aber nur mehr in Wien für den Konsum, weil er sich um seine kranke Mutter kümmern muss, mit der er nicht weit vom Oberhuber Felix entfernt wohnt.

Matteo, der hier beim Oberhuber von allen nur Matti genannt wird, hat von Italien erzählt.

In Rom leben die schönsten Frauen der Welt, hat er gesagt,

keine Frage, ein Idiot, wer was anderes behauptet. Keine Ahnung von Frauen hat der. In Neapel gibt es die beste Pizza der Welt, ganz klar, hat Matti gesagt und mit den Fingern geschmalzt. Ein Volltrottel, wer was anderes behauptet. Den besten Wein gibt es in Italien, das pure Leben ist der, die reinste Freude sind die italienischen Weine, sagt Matti augenrollend. Der reinste Vollidiot, wer etwas anderes sagt. Das Wetter ist in Italien viel schöner, viel besser als hier, egal um welche Jahreszeit, die heiße Sonne wärmt das Gemüt, da lacht das Herz von ganz allein. Und wenn es doch einmal regnet, sagt Matti, und lächelt wie die Sonne selbst, dann ist der Regen warm und weich und sogar die größten und schwersten Tropfen sind wie feinste Seide auf der Haut. Die Leute in Italien sind lustig, sind freundlich, sie denken nicht an morgen.

Und wenn sie doch einmal Sorgen haben, dann singen sie Azzurro oder Volare, bis die Sorgen verflogen sind.

Italien, sagt Matti und schnalzt mit der Zunge, während er sich bei der Irmi einen Schweinsbraten mit Semmelknödel und Kraut bestellt, und dazu ein Krügel Ottakringer, Italien ist das beste Land der Welt, keine Frage. Und wer was anderes behauptet ist ein absoluter Idiot von Volltrottel.

Dann trinkt Matti das erste Ottakringer aus, er bestellt sich gleich ein zweites und fängt an zu singen.

Griechischer Wein singt er mit seiner schönen, klaren Stimme. Weil der griechische Wein fast so gut ist wie der italienische, das muss Matti zugeben.

Und außerdem kennt er kein Lied über italienischen Wein.